

(Nachdruck verboten.)

Was ist Rubm?

181

Roman von Max Kreber.

Die meisten waren fertig mit essen, gossen ein neues Glas Wein herunter, steckten sich eine Zigarre oder Zigarette an und warteten auf den Kaffee, den Sörgel kunstgerecht zu brauen begann. Vorläufig sah er hinten auf seinem Kasten und drehte eifrig die alte Kaffeemühle mit einer Fixigkeit, die jeder Küchenfee Ehre gemacht hätte. Dazu rauchte er seinen Stummel, der nur ins Bittern geriet, sobald ihm ein Witz der Kunstgenossen besonders nabehing. Niemals hätte er geglaubt, daß es solche unsinnigen Menschen geben könnte, die die Welt auf den Kopf stellen, und er wünschte bei sich, daß es hier alle Tage so ginge; er wollte ihnen schon den nötigen Happen-pappen schmurgeln.

Nur Schmarr kratzte noch immer auf seinem Teller, und als er die letzte Sardine aufgespitzt hatte, beängelte er die Kaviarbüchse um sich den winzigen Rest hervorzulangen.

Lorenzen aber stülpte sich plötzlich den Hut auf, zog den Mantel über und ging hinaus wie jemand, der noch etwas Wichtiges vor hat. Man achtete kaum auf ihn, denn Ruschke hatte sich an das Klavier gesetzt und gab die Art des „berühmten Pianisten Spielbimsky“ zum besten, wozu sich alle in den Nebentraum drängten. Er parodierte das erste Auftreten des großen Polen in der Philharmonie mit soviel Komik, daß man schrie vor Lachen. Und als er dann beim wildesten Finale neben dem tollsten Fingerschlag auch die Nase auf die Tasten gleiten ließ und ein Wähnenschütteln hervorbrachte, als stünden ihm zwei nasse Pudeln zur Seite, konnte Blankert nur noch winseln. Durch den geteilten Vorhang aber lugte Sörgel und machte fortwährend Verbeugungen hinein, wie ein Mensch, der andauernd gefixelt wird und dabei nicht gerade stehen kann.

Als der Lärm vorüber war und sie auseinanderstoben, stand Lorenzen wieder am Tisch und packte Kuchen aus, zu dem das Geld noch gereicht hatte.

„Na, Du warst ja so lange.“ Knurrte Kempfen, „Du hast wohl gleich beim Konditor genascht?“

Lorenzen leckte ruhig die Schlagfahne ab, die am Finger haften geblieben war, und spielte den Ueberlegenen. „Hatte noch n Weg, Hermann. Blankert soll doch nicht bis Abend krafeeln. Er ist überhaupt furchtbar echt.“

Kempfen verstand ihn sofort. „Du hast doch nicht etwa die Schlemmer —?“ quetschte er hervor. „Du, hör mal —“

Lorenzen lachte ihn vergnügt an. „Ja, was schadet denn das, Hermann? So'n lustiges Ding fehlt doch noch gerade. Herrsch, was du für'n Mensch bist! Ruschke spendiert, und da können wir uns doch auch so'n bißchen —. Es sind doch alle keine Spielverderber.“ Als aber Kempfen ihm weiter Wortwürfe machte und mit seiner alten Meinung kam, daß dieses Frauenzimmer mit der gewöhnlichen Sprechweise die letzte sei, die er sich zur Geselligkeit laden würde, gab Lorenzen mit versteckter Pfiffigkeit zurück: „Daß man, Du wirst Dich wundern, wie sie sich verändert hat. Na, und wenn sie Dir dann nicht gefällt, dann lehr sie raus.“ Damit ließ er ihn klug wie zuvor stehen und schritt zu den übrigen.

Allmählich brach die Dämmerung herein und schuf in dem großen Raum ein wohliges Stimmungs-halbdunkel. Ueberall lag der fahle Abganz des jetzt grau erscheinenden wirbelnden Schnees, der in dichten Flocken gegen die Scheiben schlug. Leise piff der Wind um das Haus, jagte sich und brach sich an den Ecken, bis er säuselnd irgendwo erstarb. Ein Februarsturm schien seine Vorboten für die Nacht zu senden.

Balzmänn hatte sich seinen Flausrock übergezogen und war gegangen, von fortwährender Unruhe gefoltert, die ihn zu keinem rechten Entschluß kommen ließ; aber schon nach zehn Minuten tauchte er wieder auf, weiß wie ein Schneemann und zitternd vor Kälte wie ein verrostener Hund. Alle lachten, denn so machte er es immer: dreimal an einem Abend ging er fort und kehrte dann wieder um, weil es ihn mit unsichtbarer Macht zurückzog zur behaglichen Stelle, wo man die

Sorgen vergessen konnte. Dann hängte er ruhig seinen Hut auf und setzte sich wieder zu den lustigen Gesellen, als wäre nichts vorgefallen.

„Ich kann Euch doch nicht allein lassen,“ sagte er jetzt und machte es ebenso. „Ruschke, Du bist mir noch etwas schuldig, schäm Dich . . .“

Der Musiker ließ sich nicht mehr nötigen, bat sich die größte Ruhe aus, strich den Vorhang zu dem Zimmer weit zurück und ging wieder ans Klavier, umgeben von geheimnisvollen Schatten dort drinnen. Und als er einige Akkorde anschlug, die schwer und dumpf wie aus der Tief heraus klangen, rief ihm der Alte aufs neue zu: „Kennst Du die Sonate mit der himmlischen Arietta? Opus, Opus —. Wart mal.“ Er sann nach. „Ich glaube, hundertundsech, die letzte. Hörte sie nur einmal beim alten Dums, in seinem Atelier. Schon zehn Jahre her, wird mir unvergänglich bleiben. Na. Dieses Adagio, diese Adagio! Diese Variationen . . . Schlag doch mal an.“ Und als die Zustimmung kaum, raunte er im Kreise: „Still jetzt, meine Söhne — eine Offenbarung kommt, eine göttliche Offenbarung . . . Junge, mach keinen Skandal da hinten, sonst fliegst Du raus. Laß den Ofen, kriech ins Mausloch.“

Das Adagio stieg. Wunderbarer Zauber nahm die Gemüter gefangen, der sie fortführte in unbekannte Welten. Schweigend und in sich versunken lauschten die Künstler, fast regungslos, wie gestellt zu einem lebenden Bild. Schmarr hatte sich auf dem alten Ruhebett verkrümelnt, die Spinnfinger wie zum Gebet verschlungen. Blankert streckte an der Wand die langen Beine von sich, den Blick nach oben gerichtet, und neben ihm: sah Lorenzen mit verschränkten Armen. Balzmänn hockte auf einen niedrigen Schemel, das verrenkte Haupt tief gebeugt, gestützt von der rechten Hand; sein großes Ohr war der offenen Tür zu geneigt wie ein Schallfänger, der sich nichts entgegen lassen will. Kempfen aber stand unbeweglich unter dem Fenster gegen das Modellbrett gelehnt, den verlorenen Blick am Boden.

Der Himmelschein wurde grauer, fiel schwächer in den Raum, und die Schatten stiegen finster aus den Ecken, bis sie sich zu einer Nacht verbunden, die das Tageslicht in einen dunklen Schleier fing. Und durch diesen Schleier schimmerten nur noch die Gesichter der Menschen, die weißen Figuren auf den Brettern, das Gipsmodell in der Mitte und all die verschwommenen Gegenstände, die man nur noch ahnte, ohne sie zu sehen. Nur zu Füßen des Fensters lag fahles Violett auf den roten Fliesen, wie ein schwacher, lichtgetränkter Hauch. Hinten jedoch hielt der eiserne Ofen den Feuerchlund geöffnet und übergoss mit seinem heißen Rot die Steine vor sich, einen Teil der weißen Wand und all die Ecken und Kanten, die er traf. Und sein sanfter Schmelz drang weiter, färbte die gähnenden Schatten und ließ zuletzt nur noch schwach-rosige Lichter spielen, die nach der Bewegung des Feuers seltsam tanzten: auf Lorenzens Stiefelspitze, auf Balzmänn's Wangen und auf dem Nacken der Nymphe. Manchmal schien es, als belebte sich alles in diesem flackernden Licht, dessen Kraft dann langsam erblich. Eine glühende Kohle fiel auf das Blech und verpuffte mit bläulichem Glanz. Schmarrs unterdrücktes Hüfteln mischte sich in die Musik; dann trieb sie wieder ihre reinen Bogen herein, hervorquellend wie aus einem unsichtbaren, Hangerfüllten Vorn. Und rauschend ergoß sie sich im zweiten Satz, wie etwas Uebermächtiges, das den Himmel mit der Erde vermählt.

Plötzlich schlug die Klingel an, zaghaft wie von vorsichtiger Hand in Bewegung gesetzt. Einige Augenblicke hörte man deutlich das Pfeifen des Windes, verspürte man die scharfe Kälte, die ihren Rassegeruch durch die Wärme trieb. Ein vermunntes Weib war hereingeschlüpft, das die Tür sanft hinter sich zuzog und wie verhezt stehen blieb.

„Ruhig, ruhig,“ raunte ihr Kempfen zu, der sie für Grete Schlemmer hielt.

Sie rührte sich auch nicht von der Stelle, denn was sie sah, war nur der leuchtende Ofen, und was sie hörte, war nur die Musik in diesem Zauberkann. So treten die Spätlinge in einen halb dunklen Konzertsaal, in dem sie sich erst zurechtfinden müssen. Allmählich schärfte sich ihr Auge, und sie entdeckte Lorenzen, dem sie zunickte; dann sah sie die anderen

verschommenen Gestalten, die ihr noch fremd erschienen wie diese ganze Umgebung, in die man sie mit sanfter Gewalt hineingezogen hatte. Lautlos blieb sie stehen wartend auf den Lichtausgang nach diesem Dunkel fast von mehr Furcht erfüllt als damals, wo sie als Kind zum erstenmal den Weg zu der Kunst der beiden gefunden hatte.

Der letzte Ton war verklungen. Alle gerieten in Bewegung, jäh aufgeschreckt wie aus einem Traum.

„Licht, Licht! Eine Dame ist hier. So macht doch Licht!“ rief Blankert aus, während er wie wahnsinnig Beifall klatschte. Er hatte den Vorgang bemerkt, ohne sich jedoch stören zu lassen. Nun aber wallte er auf, durch dieses Ereignis mehr in Erregung versetzt als durch die Musik, die schließlich doch nur etwas für das Gemüt war und nicht für das Herz.

Walzmann jedoch knarrte seine Begeisterung noch im dunkeln heraus. „Kinder, was steckt da drin — in dieser Sonate! Christus, Faust, Prometheus! Alle drei in einem. Ja. Man möchte jubeln, man möchte weinen. Tränen, meine Söhne, Tränen, von der Sonne aufgeklüht! Im zweiten Satz — was für eine Göttersprache. Ich selbst war Prometheus und sah die Adler kommen. Dieser Beethoven, dieser Beethoven! Komm, Muschke, und laß Dich umarmen, Du hast mir das Leben wieder gegeben.“ Und er zog ihn an sich und heulte los, als hätte er Prügel bekommen.

„So macht doch nur erst Licht, damit man sich finden kann,“ rief der Maler aufs neue. Zugleich schlängelte er sich nach der Tür durch, um zu sehen, mit wem Lorenzen so eifrig flüsterte. Dann aber, als man das Gas angesteckt hatte und nun blendende Helle sich verbreitete, begriff er plötzlich Rempen nicht, der in laute Ueberraschung ausgebrochen war, seine Zudringlichkeit nun abwehrte und ihm zurant: „Bleib anständig, es ist Klara Munk. Wieder ein Streich von Lorenzen! Neulich traf er sie zufällig, und heute schleppt er sie gleich herein. Und ich wollte sie gar nicht haben. Dieser heimliche Gauner.“ Er hatte seine Ruhe verloren, ging von einem zum anderen, sagte immer dasselbe zu ihnen und zeigte auf das Pärchen, das so tat, als hätten nur Tage sie getrennt und nicht zwei lange Jahre.

Auch die anderen hatten sie noch im Gedächtnis und umstanden sie nun wie ein neuerwecktes Wunder, dessen Schönheit zu verblüffen beginnt.

„Ja, ich bin's, staunen Sie mich nur an,“ sagte sie lachend und strich die andere Hälfte des Schleiers zurück. Unter dem Pelzbaret quoll das üppige, vom Schnee noch feuchte Haar hervor, das der Wind zu losen Strähnen aufgelockert hatte, die ihr mutwillig um die Ohren hingen. Noch immer sprach etwas Süßes aus ihrem Gesicht, aber verklärt von beginnender Reife, verlockend genug, um kühn hieinzubeißen. Und als sich nun acht Hände gleichzeitig bemüht hatten, ihr den Mantel abzustreifen, stand sie vor ihnen, schlank, voll und biegsam, eine Augenfreude für den Künstler.

„Du bist niedlich geworden, meine Tochter,“ stieß Walzmann ohne weiteres hervor.

„Und wie mollig,“ warf Blankert ein.

„Einen Hals, zum Hinrichten schön,“ fügte Muschke hinzu.

„Nicht wahr, so was sieht man nicht alle Tage,“ sagte sie mit ihrer alten Aufgewecktheit und drehte sich wie ein Triefel.

„Bist Du auch anständig geblieben, meine Tochter?“ fragte Walzmann im Lehrton.

„Zawohl, mein Vater,“ äffte sie ihm nach. „Das sehen Sie mir doch an, darauf bin ich stolz. Ginge ich sonst so einfach gekleidet? Viel für ein hübsches Mädel, nicht?“ Und während sie rot wurde, lachte sie abermals, so daß Rempen das Grübchen auf der linken Wange sofort wieder auffiel.

(Fortsetzung folgt.)

Leo Tolstoi.

Am sollten alle Glocken läuten im Lande: Der letzte Christ ist tot!

Aber die Glocken schweigen. Nicht die christliche Kirche wird ihn, den Christen, begraben. Das ist die Tragik in dem Leben dieses großen Mannes, daß unter den Hunderttausenden, die ihn liebten, nur wenige sich fanden, die mit ihm eines Herzens und eines Glaubens waren.

Jene aber, die seinen Glauben nicht teilten, liebten ihn, weil er den Mut seiner Ueberzeugung besaß. Weil er so ganz durchdrungen

war von der Lehre, die er lehrte und in der er lebte, darum strömte eine Gewalt von seiner Persönlichkeit aus, die alle kämpfenden Herzen zu ihr zwang. Und jene, die für ihre Ueberzeugung kämpften, die nicht die seine war, liebten ihn doppelt, als sie sahen, wie sich das im Staate organisierte Scheinchristentum unter den Geißeltrieben des großen Widersachers wand, wie russische Priester haltlose Vamsflüche wider ihn schleuderten und deutsche Staatsanwälte ohnmächtige Anklagen gegen ihn erhoben. Kein Synod und keine Staatsanwaltschaft erreichten des Riesen Haupt.

In einem halb barbarischen Lande hatte er die Rolle des Klagen, des anklagenden Propheten übernommen. Die Armen, Niederen, Unwissenden hat er mit seinem Leibe gegen die Reichen, Mächtigen und Entarteten gedeckt, als Brandreteten flogen seine Schriften gegen den stolzen Bau der herrschenden Kirche, und dröhnend pochten seine Häufte an die eisernen Tore der staatlichen Gewalt. Nur weil er selbst ein Christ war, konnte er jenen halben Christen so schrecklich werden, nur weil er selbst an Gewalt und Rauheit seines Wesens ein Barbar war, zitterte die Barbarei vor ihm, dem einzelnen, fast vereinsamten Namen. Aber der heiße Glaube seines Herzens gepaart mit der unwidriger Kraft seiner Persönlichkeit ließen ihn Worte finden, die Europas übertünchte Höflichkeit nicht zu prägen verstand. Die Erfahrungswissenschaft, die uns alle leitet, hat uns zwar die besten Waffen gegeben, bestehende Zustände zu bekämpfen; aber indem sie in grausamer Wissenschaftlichkeit alle Tatsachen des Glends, der Vergewaltigung, der Knechtschaft in unabsehbaren Reihen zusammensetzt, stumpft sie das Empfinden ab, sie lehrt begreifen. Tolstoi aber, der große Utopist, der an die Wiedergeburt der Menschheit aus einer großen sittlich-religiösen Erneuerung im ursprünglichen Sinne des Christentums glaubte, stand dem gewalttätigen und abscheulichen Treiben der Mächtigen als etwas Unbegreiflichem gegenüber. Dieser Gegensatz zwischen sittlicher Forderung und Wirklichkeit verlieh seinen Anklagen schier dämonische Gewalt.

Die Lehren der Sozialdemokratie hat er nur oberflächlich gekannt, was ihn nicht hinderte, sie mit großem Eifer zu verurteilen. Soviel mußte denn auch freilich für beide Teile klar sein: so oft sie sich auch in der Kritik des Bestehenden begegnen mochten, so bestand und besteht doch eine rein geistige Todfeindschaft zwischen beiden, die keine Ausgleichung und keine Versöhnung kennt. Für den modernen wissenschaftlichen Sozialismus sind die sittlich-religiösen Zustände einer bestimmten Zeit bedingt durch ihre materiell-wirtschaftlichen Grundlagen. Die Menschen sind „böse“, nicht weil sie das „Gute“ nicht zu erkennen vermögen, sondern weil die Organisation der Gesellschaft sie zur Bosheit erzieht. Die konzessionierte Ausbeutung, der konzessionierte Mord, der konzessionierte Raub der Großen ist ebenso das notwendige Produkt tatsächlicher Verhältnisse wie es die nicht konzessionierten mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen der Kleinen sind. Darum strebt die Sozialdemokratie Zustände an, in denen die Menschen „gut“ sein können. Tolstoi erwartet umgekehrt alles Heil und alle Verbesserung der Zustände nicht vom tatkräftigen Eigenmut der Unterdrückten, sondern von der Erziehung aller Menschen im Geiste des Nazarenertums.

Als christlich-religiöser Eiferer ist er, wie die Bilderstürmer des oströmischen Reiches, wie die Puritaner Englands, wie die Wupprediger der italienischen Renaissance, ein Feind des Luxus, der Schönheitsfreude und des sinnlichen Gemüses. Selbst die Liebe der Geschlechter hat er, härter als der Nazarener selbst, verdammt. In seiner Ablehnung von aller Weltlichkeit nähert er sich manchmal den Ideen des ursprünglichsten sozialistischen Utopismus. Manches Wort, das einst Thomas Münz er sprach, klingt wie aus Tolstois Munde: ein Schwarmgeist und ein Sektierer war ja auch er.

Ihm war das feudale wie das bürgerliche Eigentum nicht ein wirtschaftlich-historischer Begriff, sondern etwas Unvernünftiges, das sich mit seinen Forderungen nicht vertragen. „Es gibt Menschen, welche ein Land „mein“ nennen, ohne es jemals gesehen oder betreten zu haben. Es gibt Menschen, welche andre Menschen „mein“ nennen und doch niemals diese Menschen gesehen haben. Und doch stehen sie in keiner andren Beziehung zu ihnen, als daß sie ihnen Böses zufügen. . . . Dieses Recht vor mir zu sagen: „mein Pferd erhebt der Stallmeister — und deshalb lieg er den Stall nicht durcheinander.“

Nicht die leichtste Wohlthätigkeit ist sein Ziel: er verachtet und verpötte diese christliche Barmherzigkeit, die nur dazu dienen soll, das Volk über seine Lage hinwegzutäuschen. „Wer hat es übernommen, das Volk zu ernähren? Wir, die Beamten, die beauftragt sind, den zu ernähren, der uns immer ernährt hat. Ein Säugling will seine Amme ernähren, ein Parast will die Pflanze ernähren, von der er lebt! Das Volk leidet Hunger, weil wir, die herrschenden Klassen, zu viel essen. . . . Wir brauchen das Volk nur als Werkzeug, und unsre Interessen sind denen des Volkes direkt entgegengekehrt. Je mehr ich Gehalt oder Pension beziehe, d. h. je mehr man dem Volke nimmt, desto besser für mich!“ sagt der Beamte.

„Je teurer man an das Volk das Brot und andre Notwendigkeiten verkaufen kann, desto besser für mich!“ sagt der Kaufmann und der Gutbesitzer. „Je schlechter die Arbeit bezahlt wird, d. h. je ärmer das Volk sein wird, desto besser ist es für mich,“ jagen alle Leute der wohlhabenden Klassen. Zwischen uns und dem Volke gibt es kein andres Band als das der Erbitterung, das Band zwischen dem Herrn und dem Sklaven.“

Nie aber wird eine Sprache so gewaltig, ein Eifer so leidenschaftlich, als wenn er wider den christlichen Soldatenstand zu Felde zieht. „Ein guter Soldat muß ein guter Christ sein!“ ist einmal in einer bekannnten Rede an die Soldaten gesagt worden. Tolstoi hat in zahlreichen Schriften vom Standpunkte seines ursprünglichen geläuterten Christentums aus bewiesen, daß ein guter Christ kein guter Soldat, überhaupt kein Soldat sein kann. Wie denn auch? Hat nicht Moses vom Sinai das Wort gebracht: „Du sollst nicht töten“? Hat nicht Christus gelehrt, die Feinde zu lieben und wohlzutun denen, die uns hassen? Und das Kriegshandwerk sollte christlich sein?

Das Ziel des Krieges ist Mord, die Hilfsmittel sind Spionage, Verrat, Verleitung zum Verrat, der Ruin der Einwohner, das Ausplündern oder andre Räubereien zur Verproviantierung der Armee, endlich Betrug und Lüge, die man als Kriegslüge bezeichnet. Die Sitten des Soldatenstandes sind: der Verzicht auf jede Freiheit, das heißt die Disziplin, Müßiggang, Roheit, Grausamkeit, Unzucht, Völlerei. Und trotzdem ist dieser Stand der höchste und wird von allen geachtet. Alle Herrscher, außer denen von China, tragen Militäruniformen, und wer die meisten Menschen getötet hat, erhält die meisten Belohnungen. Wir töten Zehntausende oder machen sie zu Krüppeln, und dann werden Danigebete gehalten, daß so viele Menschen getötet worden sind.“

Wir erblicken in dem Kriege ein notwendiges Bedürfnis der herrschenden Klassen, eine Verächtigung jener Gewaltverhältnisse nach außen, das sich nach innen in ihrer Massenherrschaft fühlbar macht. Wir erwarten die Beseitigung des Militarismus und seiner Greuel nicht von der sittlichen Belehrung der Menschen, sondern von einer vollständigen Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die nur als die notwendige vorläufige Schlussfolgerung der menschheitsgeschichtlichen Entwicklung erscheint. Darum bekämpfen wir nicht den Militarismus als Einzelschuldigen, sondern das ganze System, dessen Folge und Symptom es ist. Anders Tolstoi! Er erwartet alles von der sittlichen Wiedergeburt des einzelnen und setzt seine Hoffnung darein, daß kein zur wahren Lehre bekehrter Christ zum Eintritt in den Militärdienst zu bewegen sein würde. Die Verweigerung des Waffendienstes, die Weigerung, dem unchristlichen Staate zu dienen, ist der erste und einzige Grundsatz seiner praktischen Politik.

Jede Verletzung der bestehenden Ordnungen, wie es nicht nur die Verletzung der Gesetze der römischen Provinz durch Christus und seine Jünger war, von der er die Verletzung der jetzigen Ordnungen durch den Menschen, der sich von der Teilnahme an Gerichte, vom Militärdienste, von der Zahlung der Steuern, die zu Kriegsvorbereitungen verwendet werden, los sagt, wird nicht nur nicht gegen die Sittlichkeit, sondern im Gegenteil eine notwendige Bedingung von deren Kundgebung sein. Jeder Kannibale, der aufhört, seines gleichen zu essen, verlegt die Ordnung seiner Gemeinschaft.“

In diesem Sinne hat er die Sekte der Dschoborzen, hat er alle einzelnen Märtyrer ihrer kriegsfeindlichen Ueberzeugung als Heroen des wiedererstandenen Christentums gefeiert und unermüdet allen Millionen zugerufen: Gehet hin und tuet desgleichen!

Wiewohl er den Glauben an Gott und die Grundlehren Christi, wie er sie erfaßte, als eine notwendige und richtige Erkenntnis, ja als die Vorbedingung alles sittlichen Handelns aufsaßte, so war er doch von pfäffischer Gesinnung weit entfernt. Wo christliches Handeln in seinem Sinne nicht als die unmittelbare Ausströmung christlichen Glaubens austritt (wie im Falle des holländischen Militärverweigerers van der Meer), zeigt er sich gern bereit, die Sache über das Wort zu stellen und ohne jede Neigung zu theologischen Streitigkeiten. Die „Männer mit langen Haaren in goldgestrichelten Säden“, die ihn ächteten und verdammten, hat er allzu gut gekannt, als daß er jemals in ihre Fehler hätte verfallen können.

Leo Tolstoi ist in die Vergangenheit hinabgeglitten, deren letzter mächtiger Repräsentant er gewesen ist. Wenige sind so einsam gestorben wie dieser Mann, den die ganze Welt verehrte. Die Priester haben ihn gebannt und Heiden trauern an seinem Grabe. Und doch war er ein Christ! Eine Weltanschauung, deren kraftlose Nachkommen das große Erbe nicht mehr tragen können, sinkt mit ihm dahin. Wie ein riesengroßes, schmudloses Kreuz wird das Andenken des großen Vuhpredigers in das Dämmern des kommenden frohen Morgens ragen: düster und fremd, doch aller Verehrung würdig. Denn in diesem Sinne hat Leo Tolstoi die christliche Verheißung erfüllt: Er war wahrhaftig ein Feind, den man lieben konnte!

ersten Schriften, in denen sich schon starke Ansätze seiner späteren Lebensauffassung zeigten. Nach den kleinen Kämpfen der Kosaken gegen die einheimische Bevölkerung lernte er im Jahre 1852 den eigentlichen großen Krieg in seiner ganzen Furchtbarkeit kennen. Bei der Belagerung von Sebastopol stand er auf einem der gefährlichsten Posten. Später lehrte er nach dem Kaukasus zurück; aber ein Spottgedicht, das er über die Befehlshaber der russischen Armee verfaßt hatte, zwang ihn, den Dienst zu quittieren. Im Jahre 1855 ging er nach Petersburg, um dort als Schriftsteller zu leben. In Gesellschaft Turgenjews, Nekrasows und anderer Literaten führte er ein fröhliches Großstadtleben, das er später als Sünde schwer bereute.

Nach ausgedehnten Reisen in das zivilisiertere Europa lehrte er nach Rußland zurück und vermählte sich im Jahre 1862 mit Sophie Behrs, der Tochter eines deutsch-russischen Arztes, die später auch viele seiner Schriften ins Deutsche übersetzt hat. In den folgenden Jahren widmete er sich noch wie zuvor hauptsächlich der erzählenden Literatur. Es entstanden seine großen Meisterromane „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“.

Zu Ende der siebziger Jahre erst glaubte Tolstoi seinen eigentlichen Beruf erkannt zu haben. Er wollte ein Erneuerer des Christentums, ein Bekämpfer des unchristlichen Staates und der defakten Zivilisation sein. Diese Einsicht wurde vornehmlich veranlaßt durch den russisch-türkischen Krieg und den feierlichen Gottesdienst, der vor Beginn des großen Nordens abgehalten wurde. Dann aber auch durch die Verurteilung der Mörder Alexanders II. zum Tode, für deren Begnadigung er sich bei Alexander III. vergebens eingesetzt hatte.

Tolstoi lehrte auf sein Stammgut Jasnaja Poljana zurück und bekehrte sich zu einer völlig einfachen Lebensweise. Er übte Feldarbeit und Handwerk und verzichtete auf den Genuß von Fleisch, Tabak und Alkohol. Von ihm ging die Gründung religiöser Gemeinschaften aus, die in seinem Sinne lehrten und lebten. So geriet er in einen ziemlich heftigen Gegensatz zu unsern russischen Parteigenossen, die die Revolutionierung der Geister auf dem umgekehrten und richtigeren Wege betreiben. Die Psychologie und die Klassenbewegung des modernen Proletariats blieben Tolstoi, der über die übernommenen Lebensformen des Bauerntums nicht hinwegkam, fremd und unverstanden. Durch seine Lehre, daß man der Gewalt sich nicht widersetzen dürfe, hat er sich vollends von der kämpfenden und aufsteigenden Arbeiterschaft geschieden.

In seinem literarischen Schaffen kann man zwei große Perioden unterscheiden, eine vorwiegend schöpferische und eine vorwiegend moralistisch-theologischeren. Von seinen zahlreichen Schriften seien folgende hervorgehoben:

Novellen und Romane: Die Kosaken. Der Ueberfall. Sebastopol. Cheglud. Leinwandmesser. Der Tod des Iwan Iljitsch. Krieg in Frieden (1864—1869). Anna Karenina (1873—1876). Die Kreuzersonate (1890). Herr und Knecht. Die Defabrikanten, Volkserzählungen. Auferstehung (1898—1899). Dramen: Nacht der Finsternis (1886). Die Früchte der Bildung (1887). Der Dramatweimbrenner.

Sozialethische und theologische Schriften: Die vier Evangelien. Die christliche Lehre. Meine Beichte (1879). Worin besteht mein Glaube (1894). Was sollen wir also thun? (1885). Das Reich Gottes ist in Euch. Christentum und Patriotismus (1896). Was heißt Kunst? (1898). Der Sinn des Lebens (1900). Das Ende naht (1900). Moderne Sklaven (1901). Aufruf an die Menschheit (1901). An die Arbeiter (1902). Besinnet Euch. Ein Wort zum russisch-japanischen Krieg. (1904). Patriotismus und Regierung. Ich kann nicht schweigen (Gegen die Hinrichtungen).

Ueber Tolstois Schaffen ist schon zu seinen Lebzeiten eine fast unermessliche Literatur entstanden. Von den zahlreichen Büchern, die von ihm handeln, seien hervorgehoben: Raphael Löwenfeld, Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Derselbe, Gespräche über und mit Tolstoi. Eugen Zabel, Tolstoi. E. H. Schmitt, Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur; schließlich Wilhelm Vode, Die Lehren Tolstois.

Tolstois Schriften sind in vielen billigen Ausgaben erschienen, u. a. auch in der Reclambibliothek, in Dendels Bibliotheken der Gesamtliteratur. Eine Gesamtausgabe erscheint im Verlage von E. Diederich in Jena. In unserem Unterhaltungsblatte wurde die „Auferstehung“ im Jahre 1900 abgedruckt, „Die Kosaken“ 1908. Die ergreifende Erzählung „Lebende und Sterbende“, die hier kürzlich Zeugnis von dem unermüdeten Wirken Tolstois ablegte, war eine seiner letzten Arbeiten.

Kleines feuilleton.

Abhärtung gegen Erkältung. Man kann sagen, daß die Frage, ob Erkältungen durch Abhärtungen vermieden oder unter Umständen befördert werden, den Menschen von Kindseinem an verfolgt, denn wer hätte nicht schon die jungen Mütter darüber streiten hören, ob sie ihre Pflöge mehr oder weniger warm anziehen oder waschen sollen. Aber auch für den erwachsenen Menschen bleibt diese Frage fortgesetzt bestehen, wenn er nicht schon durch Ausübung seines Berufs einer gewissen Abhärtung unterworfen ist, die ihm eine Widerstandsfähigkeit gegen Erkältungen gibt. Diese Form der Abhärtung ist auf alle Fälle die wertvollste und sicherste,

Tolstois Leben und Schriften.

Graf Leo N. Tolstoi wurde am 10. September 1828 zu Jasnaja Poljana im russischen Gouvernement Tula geboren. Das Geschlecht der Tolstois war aus Deutschland eingewandert und hatte in Dienste des Zarismus Reichthümer und Würden eingeholt. Im Gymnasium ein in sich gelehrter Schüler, an der Universität bald sturberhaft und überschäumend von Lebenslust, bald wieder kirchenfromm und wohlthätig, entschloß er sich im Jahre 1851 zum Militär einzutreten und kam als Artilleriefähnrich in den Kaukasus. Dort entstanden seine

Während ihre künstliche Erzielung mit Nebenken verknüpft ist. Wer einfach dadurch sich abhärten will, daß er zu bestimmten Tageszeiten kalte Waschungen an seinem Körper vornimmt, kann unter Umständen recht schlechte Erfahrungen damit machen. Es kommt, wie ein Mitarbeiter der Blätter für Volksgesundheitspflege treffend anführt, vielmehr auf die Gewöhnung an die frische Außenluft und an den Einfluß von Temperaturwechseln an. Das ist ja auch der Grund, weshalb die Leute, die durch ihre tägliche Arbeit eine solche Gewöhnung erreichen, sich um eine künstliche Abhärtung nicht weiter zu bekümmern brauchen. Wer nun gar einen bereits chronisch gewordenen Katarrh durch kalte Waschungen zu vertreiben gedenkt, ist auf gänzlich falschem Wege. Auch sollten blutarme und sonst schwächliche Leute gewarnt werden, sich durch derartige Experimente abhärten zu wollen. Die Vornahme von Freübungen in gut gelüfteten, aber sonst nicht besonders stark abgekühlten Räumen dürfte namentlich für den Anfang am ehesten gute Dienste leisten. Wenn man danach noch eine Wasserbehandlung vorzunehmen wünscht, so sollte der Körper vorerst mit ziemlich heißem Wasser und dann erst mit kaltem von etwa 10 Grad behandelt werden. Zu warme Kleidung ist ebenso bei Kindern wie bei Erwachsenen zu vermeiden, aber natürlich auch das Gegenteil. Ein Kind wird zum Beispiel auch nicht immer eine geeignete Abhärtung dadurch erfahren, daß es mit nackten Beinen herumläuft, während manche in ihrer Gesundheit dadurch geradezu geschädigt werden. Außerdem sollte man den Rat beherzigen, sich vor der Erkältung nicht zu fürchten, sondern bei jedem Wetter in geeigneter Kleidung auszugehen.

Naturwissenschaftliches.

Leuchtende Bakterien. Die merkwürdigen Arten von Bakterien, die sich durch eine Fähigkeit des Leuchtens auszeichnen, haben die Aufmerksamkeit der Forscher in begreiflichem Grade erweckt. Viel besprochen wurde vor einiger Zeit namentlich das Ergebnis eines Gelehrten, der sich durch die Zucht derartiger Bakterien eine Art von Lampe geschaffen hatte, bei deren Licht man mit einiger Mühe Schriftzeichen zu unterscheiden vermochte. Bei der letzten Blumen- und Gartenausstellung in Wien hatte Professor Molisch, der Leiter des dortigen pflanzenphysiologischen Instituts, der sich seit Jahren mit der Erfindung phosphoreszierender Bakterien beschäftigt hat, eine Reihe von solchen Kulturen vorgeführt. Sie bestanden in Platten, auf denen zwei Bakterienarten angesiedelt waren. Die erste hat den Namen *Pseudomonas luecivora* erhalten und wurde zuerst auf Muscheln entdeckt. Dies winzige Lebewesen kann in Gelatine gezüchtet werden, die mit ein wenig Pepton versetzt ist. Die sich entwickelnden Kolonien senden ein gelblich-grünes Licht aus, das erheblich stärker ist, als man es je zuvor auf diesem Wege erhalten hat. Eine Platte mit solchen Bakterien vermag einen kleinen Raum soweit zu erhellen, daß man eine große Druckschrift lesen kann. Dies sind auch die einzigen Bakterien, deren Strahlen stark genug sind, um durch das Spektrum wahrgenommen und untersucht zu werden. Die zweite Art ist das *Bacterium phosphoreum*, das sich auf längere Zeit aufbewahrtem ~~Spektrum~~ auf Stücken von gekochten Eiern und auf Kartoffeln ansiedelt. Diese Nahrungsmittel können auch zur künstlichen Kultur der Bakterien verwertet werden, und von ihrer Wahl ist die Leuchtkraft der gezüchteten Kulturen abhängig. Ähnlich wie das Licht des Glühwürmchens ist das Bakterienlicht von keinerlei Wärme begleitet und würde also eine ideale Beleuchtungsart darstellen, da bei all unsern künstlichen Lichtarten die mehr oder weniger starke Entwicklung von Wärme als eine Verschwendung betrachtet werden muß.

Geologisches.

Gasquellen und Feuerbrunnen. Die Ansammlungen brennbaren Gases in tieferen Schichten der Erdkruste gehört zu den am schwersten erklärlichen Naturerscheinungen. Allerdings könnte man sich auch darüber wundern, daß sie nicht noch viel häufiger sind, nämlich etwa ebenso häufig wie die Ablagerungen von Kohle und Petroleum. Ueber die Entstehung des Petroleum haben sich die Naturforscher die Köpfe gründlich zerbrochen. Lange war man davon überzeugt, daß sich das Erdöl nur als Folge von Zersetzung organischer Stoffe bildet. Da sich in den Kohlenlagern gleichfalls brennbare Gase finden, in der Hauptsache das bekannte Sumpfgas, und da in einem Falle sogar die Abscheidung von Erdöl aus Steinkohlenlagern unmittelbar beobachtet worden ist, so glaubte man zunächst, daß auch für das Petroleum die Zersetzung von Pflanzenstoffen den Ursprung gegeben habe. Bald aber wurde erkannt, daß gerade für die größten Lager von Erdöl diese Annahme keine befriedigende Erklärung bietet, da ein Zusammenhang mit der Bildung von Steinkohlen gar nicht in Frage kommt. Infolgedessen sollte nun das Petroleum durch Zersetzung von großen Ansammlungen verwesender tierischer Stoffe erklärt werden. Diese Vermutung dürfte zum Teil berechtigt sein, obgleich es nach den neuesten Untersuchungen immer wahrscheinlicher geworden ist, daß Petroleum auch auf anorganischem Wege, also ohne die Mitwirkung solcher Leichenfelder von Lebewesen, gebildet werden kann. All diese Erfahrungen müssen auch in Rücksicht gezogen werden, wenn es sich darum handelt, das merkwürdige Vorkommen von Gasquellen zu verstehen. Der Ausbruch einer solchen Quelle bei

Hamburg hat ein so großes Aufsehen erregt, weil auf deutschem und überhaupt auf europäischem Boden derartige Vorkommnisse unbekannt sind oder zu den größten Seltenheiten gehören. In anderen Erdteilen ist man mehr daran gewöhnt. Namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika sind die Gasquellen so verbreitet und so ergiebig, daß ansehnliche Städte sich die Anlage einer Gasanstalt erparen und ihren ganzen Gasbedarf unmittelbar aus dem Erdboden beziehen konnten. Freilich hat man bald die Erfahrung gemacht, daß solche unerwartete Spenden der Mutter Natur nicht lange vorhalten, denn in den meisten Gegenden, wo diese Lager entdeckt und benutzt worden sind, gehen sie jetzt mit eiligen Schritten einer völligen Erschöpfung entgegen. Vielleicht das merkwürdigste Vorkommen von Gasquellen auf der Erde ist in dem alten Wunderland China vorhanden, merkwürdig namentlich auch dadurch, daß die Feuerbrunnen dort schon seit Jahrhunderten lebhaft ausgenutzt werden, ohne daß sie bisher ihre Lieferung eingestellt oder wesentlich vermindert hätten. Sie treten besonders in der westchinesischen Provinz Sze-tschwan auf, und schon Alexander v. Humboldt konnte die Angabe eines französischen Missionars wiedergeben, worin eine Beschreibung dieser Feuerbrunnen gegeben ist. In China stehen sie scheinbar weniger mit Petroleum, obgleich auch dieses vorkommt, als mit Salzlager in Zusammenhang. Das Salz wird dort aus Tausenden von Bohrlöchern als Lauge aus ziemlich großen Tiefen des Erdbodens gehoben, und bei vielen dieser Salzbrunnen stellt sich eben auch eine Entwicklung von brennbarem Gas ein. Die Chinesen haben sich diese Naturerscheinung seit langem zunutze gemacht, indem sie das Gas mit Bambusröhren unter die Pfannen leiten, in denen die Salzlauge zum Verdunsten gebracht und das Salz gewonnen wird.

Technisches.

Ein neuer Maschinenkollege. Der Begriff „Maschine“ bräute bisher immer noch ein Arbeitshilfsmittel aus, das des menschlichen Elementes, der Lebendigmachung durch den Träger bewirkter Arbeitskraft bedurfte. Und doch rückt der Moment immer näher, wo der mechanische Apparat zum vollwertigen Arbeitskollegen, der durchaus selbständig und ohne Hilfe arbeitet, herangewachsen sein wird.

Jetzt schildert die „Frankf. Ztg.“ einen neuen Maschinenkollegen, der in den fiskalischen Saargruben Preußens erprobt ist und dort seiner allgemeinen Einführung entgegensteht. Es handelt sich um die selbsttätige Bewegung der „Hunde“ in den Querschlägen der Kohlenwäächte. Bisher herrschte dort der Schleppler und das Pferd als Hilfskraft für den Menschen. Beide hatten sich in ihr Arbeitsgebiet so eingelebt, daß sie wohl vermeinten, sie könnten nie daraus vertrieben werden, und doch hat es die Elektrizität zu Wege gebracht. Für die Grubenausbeute bedeutet die sichere und schnellere maschinelle Beförderung des vor Ort losgebrachten Kohlenmaterials zu den Fahrstühlen des Hauptschachtes einen Fortschritt zur Wirtschaftlichkeit. Die führerlose Grubenlokomotive beruht auf der Anwendung elektrischer Akkumulatoren; bei einem Gewicht von nur 2½ To. leistet sie mit einer Ladung von 12 Stunden, den kleinen Grubenwagen, im Minimum 50 Tonnentkilometer; sie kann eine Tonne Last 50 Kilometer weit schleppen und zwar im Tempo von 1 Meter pro Sekunde. Bei der führerlosen Lokomotive wird die Einschaltung und Abschaltung des Bewegungsapparats am Ziele der Fahrt und bei unvorhergesehenen Hindernissen selbsttätig bewirkt, er setzt sich auch wieder ohne weiteres in Gang, wenn etwaige Hindernisse beseitigt sind. Die alte menschliche Zugbegleitung hatte auch im besonderen den Zweck, die Weichen richtig zu stellen. Der Maschinenkollege hat diese Arbeit ebenfalls mit übernommen. Auch die einfache Stredenblockierung erfolgt durch die Maschine selbsttätig. Da im ganzen Grubenbetriebe überall elektrischer Strom zur Verfügung steht, so können die Akkumulatorenbatterien mit Leichtigkeit ausgetauscht und geladen werden.

Die volkswirtschaftlichen Nutzwerte dieser Erfindung liegen für den Bergbauunternehmer darin, daß erstens einmal rund 1400 M. im Durchschnitt an Jahreslohn für den Schleppler wegfällt. Die Anschaffungskosten der kleinen Maschinen sind nicht allzu hoch, eine Verstärkung und Vergrößerung des Oberbaues und der Schachtdurchschnitte ist nicht erforderlich. Dazu kommt aber die Ermöglichung eines intensiveren Schachtbetriebes, die Zahl der Hauer kann an den Dertern um die Transportmehrfachung der elektrisch bewegten Hunde vergrößert werden. Der Mitarbeiter der „Fr. Z.“, der sich seine Informationen an Ort und Stelle geholt hat, weist noch darauf hin, daß mit der allgemeinen Einführung dieser elektrischen Schlepplokomotiven die Zahl der jugendlichen Arbeiter, deren Arbeit sie abgenommen habe, nun für die Vermehrung des Hauermaterials in Betracht kommen könnte. Damit würde natürlich auch die Altersgrenze von 24 Jahren, die bis jetzt für das Einrücken in die schwere und äußerst aufreibende Tätigkeit maßgebend war, voraussichtlich bald wegfallen. Wenn schon für die jungen Leute damit ein zeitigeres Einrücken in eine höhere Lohnklasse gegeben ist, so bleibt es noch sehr fraglich, ob die noch intensiver Arbeit, in die sie damit hineinkommen, einen positiven Gewinn für die Arbeiter übrig läßt. Die Pferde wären damit glücklich aus der Grubenqual in absehbarer Zeit erlöst, und die Menschen? —